Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 7 (1927-1928)
Heft: 7

Artikel: Rasse, Geist und Weltgeschichte
Autor: Brock, Erich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-156432

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

weitaus am meisten gefürchtet. Alle diese Zahlen sind unvergleichlich viel günstiger als bei allen übrigen Arten von Kampfunfähigkeit durch Geschoßwunden, Verbrennungen u. s. w. Im Weltkriege hatten die Deutschen eine Todesziffer von 43 % aller Verwundeten, die Franzosen von 36 %, die Amerikaner von 29 %, die Engländer von 37 %. Die Japaner verloren im russisch-japanischen Krieg 34 %. Die Sterblichkeit von 30 % aller Verwundeten gilt als Durchschnitt für einen Feldzug. Bei den Gaskampfstoffen ist sie also unvergleichlich niederer und beträgt nur den zehnten Teil derjenigen Todesfälle, die durch Brisanz erzeugt werden. Das heißt, nach Fries: Ein auf dem Schlachtfeld durch Gas verwundeter Mann hat zehnmal so viel Aussicht, wieder vollständig hergestellt zu werden, als ein durch Infanteriegeschosse oder Explosivgranaten Verwundeter. Die Gaskampfstoffe haben also im Gegenteil zu einer wesentlichen Verminderung der Todesfälle und damit der Grausamkeit der Kriegführung beigetragen. Auch die gelegentlich beobachteten üblen Nachwirkungen von Gasvergiftungen sind kaum schwerer als die Verstümmelungen durch andersartige Verwundungen. Auf jeden Fall aber muß aus den entsprechenden Vorbereitungen zahlreicher Staaten geschlossen werden, daß in einem künftigen Krieg mit der Anwendung von Gaskampfstoffen aufs bestimmteste zu rechnen ist. Ein Land, das seine Zukunft sicherstellen will, muß daher auch nach dieser Richtung hin, zur Abwehr in erster Linie, aber auch zum Angriff, vorbereitet und gerüstet sein.

Rasse, Geist und Weltgeschichte.

Von **Erich Brock.**

1. Europäische Rassenfragen.

I.

Die Rassenlehre, aus langer abgeschlossener Einzelarbeit der Fachgelehrten und langen, vorschnell ins Weite tastenden, höchst gemischten Ahnungen von Dilettanten durch die Kriegsbeschleunigung aller Menschenproblematik zur Einheit zusammengeschossen, ist nun auf dem Punkt angelangt, daß sie für eine geistige Politik in Betracht kommt und eine Auseinandersetzung zwischen diesen beiden Positionen nicht mehr umgangen werden kann. Wir setzen dabei in den Grundzügen als bekannt voraus, was man in weiteren Kreisen als die Günthersche Rassenlehre bezeichnet — was bei ihr heute ja kaum noch eine Aufforderung, sondern nur mehr eine Tatsachenfeststellung bedeutet. Zuvor nur der Hinweis, daß die Taufe dieser Lehre auf Günthers Namen mißverständlich erscheint. Günthers großes Verdienst ist zunächst an der anthropologischen Grundlage die Zusammenarbeitung und Popularisierung. Wie sich schon bei oberflächlichem Durchblättern aus den

Anmerkungen seines Buches[1]) ergibt, fußt er soweit durchweg auf Jahrzehnte zurückgehenden Forschungen von Fachmännern der hauptsächlichsten Kulturnationen. Es will dem Laien scheinen, daß heute die Umreißung der europäischen Hauptrassen in ihren Grundzügen Gemeingut der Wissenschaft ist und daß es daher nicht erlaubt sei, wie es heute immer noch stellenweise geschieht, die ganze Rassenlehre von Europa als kulturell-politische Zweckaufstellung zu bezeichnen. Ganz anders steht es mit der Wendung der Lehre ins Psychologisch-Geistige. Hier hat Günther von seinem festen Wissenschaftsboden aus großenteils Neuland betreten, in welches vorher nur einzelne, mehr verwüstende als erobernde Erkundungsritte gemacht worden waren. Und von der Logik der Sache ist er seither nebst seinen Schülern und Gleichstrebenden Schritt um Schritt weiter in dieses weite und dunkle, in seinen Umrissen schwankende Land hineingezogen worden. Die anfängliche Unbefangenheit, welche das Geistige der Rasse unbedenklich auf einem Fuß mit ihrem Körperlichen behandelte, weicht mehr und mehr vor der Problematik dieses Fortgangs, welche zu umfassenden erkenntnistheoretischen Geländebereinigungen nötigt.

Zu kritischer Betrachtung geht man am besten von einem gesicherten Kernbezirk aus, in welchem die Erscheinungen von Körper- und Geist-Seite so offenbar zusammengehen, daß ihr Zusammenhang höchstens absichtlich übersehen, nicht aber ernsthafterweise und ausdrücklich geleugnet werden kann. Daß zwischen den tiefsten Formen und Gemeinsamkeiten der romanischen Kulturen und den Eigenschaften der westischen (mediterranen) Rasse einerseits, anderseits zwischen jenen der germanischen Kulturen und denen der nordischen Rasse Wesens-Beziehungen bestehen, das ist, ohne klare Begrifflichkeit, seit Jahrhunderten so übereinstimmend gesehen worden, daß hier nur dogmatischer Rationalismus und politische Voreingenommenheit sich noch sperren kann. Darüber hinaus weiß die Günthersche Schule noch weitere ähnliche Deckungen glaubhaft zu machen. Wird dann aber von da unbeschwert ins Weite und Breite analysiert und konstruiert, so sieht man sich plötzlich in Folgerungen verstrickt, die nicht nur inhaltlich grob und der Vielspältigkeit des Wirklichen ganz unangepaßt erscheinen, sondern auch dem Herzudrängen von grundsätzlichen Fragekomplexen hilflos gegenüberstehen, die erst am ganz Konkreten hervortreten können. Dies macht die Aufsuchung des Gesetzes unabweislich.

Prüfen wir diesen Weg vom Sicheren zum Falschen etwas näher, so zeigt sich gleich die Diskussion im einzelnen dadurch erschwert, daß es sich hier nicht um wissenschaftliche Präparate handelt, sondern daß man in Streitigkeiten über die teuersten Legenden der Völker und Stämme unmittelbar eingreifen muß, welche scheinbar von wissenschaftlichen Kategorien nur noch vergiftender gestaltet werden. Doch werden diese Wirkungen das starke Bedürfnis der Zeit nach solchen rassenpsychologischen Deutungen kaum aufhalten können, und man kann nicht sagen, daß seine Befriedigung nur Phantasterei bedeute. Typisch für den Zustand des

[1]) Hans Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, Verlag J. F. Lehmann, München.

ganzen Gebietes, in dem Greifbares unterschieden zu werden beginnt, ohne daß es bereits Gestalt gewonnen hätte, ist die Denkartung Günthers selbst. Während z. B. Fritz Lenz,[2]) der, in der exakten Vererbungswissenschaft ein geschätzter Forscher, auf dem Gebiete geistig-kultureller Rassentheorie sofort in ein leeres und schiefes Gerede gerät, sieht Günther fast immer wirklich Wesenhaftes.[3]) Er hat wirkliche Intuition und hat daraus im Ganzen Erstaunliches gemacht. Aber er sieht den genaueren Umriß dieses Erfaßten nicht. Er sieht nicht das Gesetz der von ihm gefundenen Zusammenhänge und infolgedessen nicht die Grenze zwischen ihrer Anwendbarkeit und reinem Schematisieren und Vergewaltigen. So verstrickt er sich, immer nur an einem Faden hintastend, in Seitenwegen, welche bald den offenbaren Schwerpunkt der Erscheinung zu Gunsten von Nebenbeziehungen weit abseits lassen.[4]) In diesem ganzen Sinne ist zweifellos z. B. seine Aufstellung betreffs der ostischen (alpinen) Seele, welche so große Streitigkeiten hervorrief, irgendwie gesehen; allerdings muß man die Atmosphäre dieser Rasse auch erfahrungsmäßig kennen, um darüber zu urteilen. Ebenso hat Günther ohne Zweifel neuestens[5]) auch der dinarischen Seele gegenüber irgendwo einen realen Deckungspunkt zwischen Rasse und Geist gefunden. Wir lassen hiervon einige Andeutungen folgen, um einen Begriff von seiner jüngsten Arbeitsweise zu geben. Günthers Bild stimmt hier weitgehend mit demjenigen überein, das schon seit langem von einem Hauptstamm dieser Rasse, dem altbayrischen, nach seinem geistigen Formgesetz entworfen wurde. Günther hätte z. B. zum Vergleich nur das geschätzte Buch von Feulner „Bayrisches Rokoko"[6]) zur Hand nehmen brauchen, um in dieser bewußt stammeshaft eingestellten Aufdeckung des inneren Rhythmus einer großen Periode deutscher Kunst einige Hauptzüge seiner dinarischen Seele wiederzufinden. Es handelt sich um eine Gesinnung, die sich im Hoch- und Spätbarock ihren klassischen Ausdruck geschaffen hat: der

---

[2]) Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre. Verlag J. F. Lehmann, München. Über dieses im Ganzen vortreffliche Werk wird noch geredet werden. — Vgl. auch das Juliheft der „Süddeutschen Monatshefte".

[3]) Überhaupt wollen wir nicht sagen, daß, soweit wir uns umtaten, wir bei den Kritikern Günthers ihm wesentlich überlegene Einsichten gefunden hätten. Man nehme z. B. die Schrift „Rasse und Volk" von Wilhelm Schmidt, V. S. D. Er hebt einige naheliegende Widersprüche der Lehre Günthers (den er als bloßen Gymnasialprofessor entlarvt) zutreffend hervor, bietet aber auch selbst wenig anderes als reichlichste Konstruktion. Seine praktischen Vorschläge zur Rassenpflege gehen ungefähr vom Standpunkte der Bayrischen Volkspartei aus. Seine Leugnung der Erblichkeit geistiger Eigenschaften beweist er durch das katholische Dogma von der unbedingten Selbständigkeit der Seele. Ferner sei von einer vererbungstragenden Struktur wie beim Körper betreffs der Seele nichts bekannt; es würde sich sonst ja eine bedenkliche Grenzverwischung zwischen Natur- und Geisteswissenschaft ergeben, was sich hoffentlich die Natur gesagt sein lassen wird.

[4]) Anerkennenswerte Zurückhaltung betreffs psychologischer Folgerungen zeigt W. Scheidt, „Allgemeine Rassenkunde"; Lehmann, München. Allerdings fallen die betreffenden Ergebnisse dafür auch entsprechend mager aus.

[5]) Hans Günther, Rasse und Stil, Verlag J. F. Lehmann, München.

[6]) Verlag Bruckmann, München.

Drang zu festlichem, rauschendem Ausdruck, der sich um das Innerliche als solches nicht weiter ein Gewissen macht, aber es in erschöpfender und überzeugender Weise nach außen kehren will; ein geradezu explosiver Trieb zur Entladung einer undifferenzierten vollblütigen Temperamentsfülle. (In der Tat haben ja auch die Barockkünstler sich auffallend häufig den dinarischen Körper-Typus zum Vorwurf gewählt.) Es handelt sich im Gegensatz zum romanisch-westischen Formsinn um einen durchaus sentimentalischen Expressionismus, der in seiner geschichtlichen Form einen Bruch zwischen innen und außen, von außen her durch krampfhaften Gestaltungsdrang zu überbrücken sucht. Ist die Gefahr, könnte man formulieren, des Ostischen: Zerstörung (bezw. Nichtbildung) des Innerlichen durch zu wenig, so des Dinarischen: durch zu viel Ausdruck.

Scheint also auch hier ein Kernbezirk durchaus greifbar, so kann doch die Sicherheit, mit der Günther von hier zur Analyse einzelner Geistesgrößen fortschreitet, nur äußerstes Bedenken erregen. Zwar ergeben sich auch dabei einige gute und wesentliche Einsichten, und zwar eben aus der Verknüpfung des Geistigen mit dem Rassischen. So gewinnt er den begrüßenswerten Mut, aus seiner Anschauung der ostischen Seele z. B. den viel überschätzten Hans Thoma auf seine wahre Bedeutung zurückzuführen, und darüber hinaus den Unfug anzudeuten, der häufig mit „deutschem Gemüt und Innerlichkeit" da getrieben wird, wo vielleicht nur Stumpfheit, Trägheit und Leere den Ausdruck hemmen. Oder seine Beurteilung Richard Wagners, der entsprechend der wachsenden Einsicht der jüngeren Generation von dem Olymp fiebriger Anbetung ziemlich herabsteigen muß; er wird von seinem starken dinarischen Einschlag her in seinem breiten, pomphaften und etwas wahllosen Wesen fruchtbar durchleuchtet. Aber solche einzelnen glücklichen Funde täuschen nicht darüber hinweg, daß jener Kernbezirk der Deckung hier stark verkleinert ist und der undisziplinierte Umtrieb in unorganischen Folgerungen einen entsprechend breiteren Raum einnimmt. Auch wer hier durchaus gutwillig an Günthers Analysen herantritt, wird unbestreitbar vieles anders sehen können, oder auch bei Übereinstimmung betreffs der Geisteselemente der behandelten Größen doch die Hauptdeutung von einem andern Punkte her vollziehen. Das zeigt eben, daß die Unmöglichkeit hier besonders klar wird, die unendlich mannigfaltige Erscheinung eines in seinen Einzelzügen gut belegten schöpferischen Geistes von den recht rohen Formeln der Rassenlehre her eindeutig zu klären. Das erweist sich schon darin, daß Günther selbst sich hier oft genug in Widersprüche verstrickt, die nur solange unbemerkt bleiben können, als man sich eben im Stadium der Anhäufung ziemlich vager Einzelzüge bewegt. Die Tendenz seiner Schule geht z. B. offensichtlich in der Richtung, die ja im Mittelpunkt aller Bemühung stehenden Nordrassischen immer mehr als kühle, distanzierte, gehaltene Willens- und Empfindungsmenschen aufzuzeigen (skandinavischer Typ?), weniger als Geistesmenschen denn als Aristokraten — jedenfalls als weitgehenden Gegensatz zu dem, was man im 18. Jahrhundert anläßlich der großen kulturellen Schicksalswende zwischen romanischem und germanischem Geiste in Frankreich und Deutsch-

land nordisch nannte, wofür vor allem die starke Dynamik charakteristisch war. Sieht man die Sache so, wie kann man dann Hebbel, dessen Dichtung immer auf überspitzten Pointen fußt, immer auf den Siedepunkt der Erregung gestellt ist, als Typus nordischen Geistes ansehen? Kurz und gut, hier scheinen die verschiedensten Empfindungs- und Einordnungsweisen möglich. Sobald man eben vom sicheren Allgemeinsten ins Besondere geht, so werden die in Rechnung zu ziehenden Faktoren so vielfach und verflochten, daß die Fehler sich lawinengleich vergrößern. Der Übergang zum eigentlich Fragwürdigen scheint also da, wo von der zwar auch noch ganz verschwommen umrissenen, aber immerhin grundsätzlich logisch möglichen rassenmäßigen Deutung der tiefsten Kulturelemente zur rassischen Eingliederung der geistigen Wesenheit und Leistung einzelner Personen geschritten wird. Man biegt vor der instinktiv ergriffenen Tatsache aus, daß einer nationalen Kultur als einer verhältnismäßig geschlossenen geistigen Größe voraussetzungswidrig als deren Träger ein rassenmäßig durchaus nicht mehr einheitliches Volk gegenübersteht, und gelangt so dazu, die Menschheit nur noch als Mosaik von einzeln zu betrachtenden Individuen zu behandeln, bei denen Körper und Geist rassenmäßig je ganz individuell einander zuzuordnen sind. Dabei werden dann natürlich zwischen kulturell benachbarten, aber rassisch verschiedenen Individuen die geistigen Unterschiede voll herausgearbeitet, während die vielleicht weit größeren Gemeinsamkeiten gar nicht bewußt werden. Man muß sich aber in aller Unvoreingenommenheit die Tatsache klar machen, daß durchschnittlich die rassischen Verschiedenheiten innerhalb desselben Volkes geistig eine ziemlich geringe Rolle spielen gegenüber dem kulturell Gemeinsamen. „Volk" nehmen wir dabei durchaus in dem begrifflich wie alles Lebendige schwer ganz abklärbaren Verstande, den es einfach hat, wobei allerdings die Sprache konstitutiv die Hauptrolle spielt.

Nachdem Günther anfangs einfach von den verschiedenen Rassentypen ins Geistige hinaus vorgestoßen war, kam bald ein Bewußtsein von den hier komplizierenden Überschneidungen. Das Verdienst, zuerst das Problem der gewisserweise selbständigen Überlagerung des Rassischen durch das Geistige gesehen zu haben, gebührt unstreitbar Ludwig Clauß — ohne daß er den Umfang des Problems annähernd erkannt hätte. Sein erstes Buch, „Die nordische Seele",[7]) macht mittels einer deutschen Terminologie (die neben Geschmacklosem auch Glücklicheres enthält, wenn es sich einführen sollte) den Versuch erkenntnistheoretischer Grundlegung, sein zweites, „Rasse und Seele",[8]) gibt eine Anzahl teilweise recht gut erfühlter Analysen geistiger Rassentypen, obschon daneben auch rechte Grobschmiedarbeit. Beide Bücher kennzeichnen sich durch unerlaubte wissenschaftliche Leichtherzigkeit. Ihr wesentlichster positiver Fortschritt ist die Aufstellung des Begriffes „Ausdrucksbahn": durch Einlebung in geistige Einstellung andersrassischen Ursprungs wird dem Körpertypus ein fremder Ausdruck auferlegt. Günther nennt diesen

[7]) Verlag Niemeyer, Halle a. d. S.
[8]) Verlag J. F. Lehmann, München.

Vorgang neuestens „Überprägung". Mehr als ein Problem ist damit nicht gegeben. Mit dem Worte „Ausdrucksbahn" wird vorausgesetzt, es sei etwas Abtrünniges im Menschen, was zum Ausdruck eine andere als die artrechte Bahn nehmen könne; mit dem Worte „Überprägung", es werde einer vorhandenen artrechten Gestalt eine neue, halb überdeckende Form aufgezwungen. Ist diese Auffassung richtig? Macht ein nordischer Franzose, ein westischer Deutschschweizer den Eindruck eines innerlich inkongruenten, in seiner Auslebungsform mit einem Bruch versehenen Menschen, weil das Gesetz seines Ausdrucks andersrassischen Ursprungs ist als er selbst? Wohl nur im beschränktesten Umfang. Dem Individuum gegenüber erweist sich der objektive Geist, der ihm riesenhaft wuchtend entgegentritt, unbedingt überlegen. Er kann zwar nicht aus ihm herausholen, was nicht in ihm ist, nicht Trauben von den Dornen lesen; so doch das Material modeln, Tendenzen zurückdrängen, andere hervorlocken, sodaß das entstehende Bild grundverschieden von dem gleichen individuellen Material innerhalb anderer Kulturen ausfällt. Die schlichte Erfahrung zeigt, daß es Volks-, Sprach- und politische Grenzen gibt, welche durch rassisch ganz gleichartiges Gebiet schneiden und doch zu beiden Seiten durchaus verschiedenartige Menschen lassen. Ein ostischer Elsässer und ein ostischer Franzose, ein nordischer Italiener und ein nordischer Süddeutscher, ein dinarischer Tiroler und ein dinarischer Graubündner sind nach ihrem inneren Aufriß und nach ihrem äußeren Rhythmus durchaus verschiedene Menschen; eine Verschiedenartigkeit, neben welcher diejenige der Menschen verschiedener Rasse, aber gleicher Volkszugehörigkeit verhältnismäßig wenig ins Gewicht fällt. Sprache und Kultur bestimmt die Denkweise in ganz anderem Maße als Rasse es tut. Wie die Sprachwerkzeuge im zarten Alter durch Nachahmung so fein eingestellt werden, daß später geradezu eine vererbte anatomische Uranlage es zu sein scheint, die jede Erlernung der letzten Eigenart fremder Sprachen verhindert — so ist es auch mit den geistigen Lebensformen. Ein nordischer Franzose ist wohl fast so unfähig, jemals sich dem eigensten Wesen deutschen Geistes zu öffnen, wie ein westischer. Mit der Sprache wird aber die ganze Gesinnung so ins Tiefste geändert, daß z. B. die Nachkommen der in Frankreich einwandernden Italiener mit dem Augenblick des Sprachverlustes auch zur französischen Geburtenziffer übergehen. Ebenso haben von den beiden Teilen der Bretagne, die sich bretonisch fühlen, der französisch sprechende die französische Geburtenziffer, der bretonisch sprechende eine doppelt so hohe. Die zahlreichen in die deutsche Schweiz einwandernden Italiener behalten ihre südliche Lebhaftigkeit solange wie ihre Sprache. Sobald die zweite Generation deutsch spricht, ist trotz vielleicht rein westischer Rasse das ganze musikalische Mienen- und Gestenspiel in die schwere und karge Art des Deutschschweizers übergegangen. Die deutsche Schweiz ist besonders in den Städten rassenmäßig so zusammengewürfelt wie kaum ein anderes europäisches Land. Alle vier Hauptrassen sind mehr oder minder stark vertreten. Trotzdem ist die Art des Schweizers, sich zu geben, zu reden, schon sein Gesichtsausdruck so absolut spezifisch, daß man bei nicht allzu

großer Einlebung ihn sofort mit Sicherheit diagnostiziert. Schon in den sprachlich kaum zu unterscheidenden angrenzenden badischen Landstreifen fehlt dieses letzte Spezifikum; es ist also hier die politische Zugehörigkeit, die so tief ausformt.

Unzweifelhaft ist es also unrichtig, die Individuen isoliert rein nach ihrer Rasse geistig einordnen zu wollen. Das muß zu stärksten Vereinfachungen und Ignorierungen führen. Verwerflich ist es schließlich geradezu, wenn (wie mehrfach geschieht) von Zügen eines geistigen Opus aus, die als für eine bestimmte Rasse kennzeichnend gedeutet werden, auf das Vorhandensein der körperlichen Merkmale dieser Rasse beim Urheber zurückgeschlossen wird, auch wenn sie direkt gar nicht festgestellt werden können. Bei dem schwankenden Charakter des ganzen Forschungsgebietes ist das ein reiner Zirkelschluß. Überhaupt besteht die Gefahr, daß gesicherte geistige Typenbilder einfach mehr oder minder gewaltsam ins Rassische übersetzt werden, ohne daß aus diesem Gesichtspunkt selber neue Erkenntnis dazukommt.

Daß Rasse als Faktor geistig sich auswirkt, soll mit solchen Warnungen, die Dinge hier zu monistisch aufzubauen, durchaus nicht bestritten sein. Bei vorsichtigem Mißtrauen gegenüber allen zu einfachen Erklärungen wäre es durchaus denkbar, vom Rassengesichtspunkt aus auch geistig-kulturelle Problematik durchsichtiger zu machen — etwa die verschiedenen Kulturströmungen eines Volkes, die sich durch die Geschichte hin als beständig erweisen, als durch Rassenfaktoren bedingt zu erkennen u. s. w. Man denke z. B. an den naheliegenden Versuch, den unaufhörlichen Kampf von Klassik und Romantik in Frankreich als abwechselnde Oberhand der westischen und nordischen Rassenkomponente zu deuten. Jedoch schon diese Andeutung macht die ganze Fragwürdigkeit eines solchen Versuches klar. Es gehörte nicht nur eine äußerst sorgfältige Einzeluntersuchung, die sich selbst alle Einwürfe machte und alle mitsprechenden Faktoren berücksichtigte, sondern vor allem auch eine grundlegende Theorie zur Bestimmung des Verhältnisses dieser Faktoren her.

Eine solche Theorie hätte wohl grundsätzlich mit zwei Prinzipien zu rechnen, Körper und Geist, und zwischen ihnen mit einer geradezu verwirrenden Mannigfaltigkeit von Wechselwirkungen und wiederum solchen zwischen den Grundprinzipien einerseits und ihren verschiedenen Vermischungen andererseits. Der zu Grunde zu legende Ausgang wäre ein gewisser Indifferenzzustand beider: das reinrassige Volk, welches nach Körper- und Geistesform, nach Sein und Sichauswirken durchaus einheitlich, nach einem Gesetz gestaltet wäre. Ein Bewußtsein dieser Urform entstünde erst durch ein gewisses Heraustreten aus derselben, welches zugleich ein Heraustreten aus der Einheit von Körper- und Geistgesetz wäre. Es träte eine Rassenmischung ein. Aus dieser ergäbe sich ein zwiefacher Bruch: einerseits zwischen den Formgesetzen der beiden kopulierenden Rassen — und andererseits zwischen dem daraus hervorgehenden Bastardwesen und der Struktur der geistigen Kultur, in die es hineingeboren und -erzogen wird und die ihm mit normativem Anspruch entgegentritt. So entstünde die Spannung, an welche der fruchtbare

Fortgang jeder geistigen Entwicklung, jedes Bewußtwerdungs-Vorgangs, was dasselbe ist, geknüpft ist. Schon im Begriff der Spannung liegt, daß sie etwas ist, was zwischen verhältnismäßig verwandten Positionen stattfindet: Identisches ergibt Spannungslosigkeit, Grundverschiedenes Zerreißen der Spannung und Chaos. Die beiden Spannungszustände, nämlich der zwischen den Komponenten einer Erbmasse und der zwischen einem neuen Mischlingstyp einerseits und dem objektiven Geiste der Kultur andererseits wären nach ihrer geistigen Bedeutung für die Kulturentwicklung im einzelnen zu erwägen. Für die Gegenwartsprobleme scheint der zweite Teil der wichtigere zu sein. Durch ihn ergäbe sich hauptsächlich die bewußte Ablösung und Gegenüberstellung des Geistigen zum Körperlichen, durch ihn auch die Umdeutung, Bedeutungsabwandlung der Kulturformen als die Einfühlung einer rassisch veränderten Volksnachkommenschaft in eine von den Vätern geistkörperlich einheitlich angelegte und entwickelte Kultur.

Diese Konstruktionen, als solche durch ihre grammatische Möglichkeitsform gekennzeichnet, sind in gewisser Weise notwendig. Erst von ihnen aus ergibt sich ein Verständnis der heutigen Lage, soweit sie rassisch verstanden werden kann. Heute sind die Kulturen ausgebaute geistige Systeme, welche bis in die feinsten und scheinbar abstraktesten Verästelungen eine organische Prägung, voraussetzungsgemäß die einer Rasse oder Rassenmischung tragen, welche sie in den Grundzügen geschaffen hat. Jedoch vermögen sie sich über der physiologischen Bindung, der sie entwuchsen, weitgehend freischwebend zu erhalten. Sie treten dem Individuum, welcher Rasse auch immer, mit der Wucht säkularer Autorität gegenüber und modeln es übermächtig nach sich. Sie ballen sich aus Rassenfaktoren, geistiger Dialektik, Umweltseinflüssen, stofflichem Zwang der Wirtschaftsformen, politischer Geschichte und tausend andern Dingen zu Wesen eigener Logik zusammen. Die Rassenpotenzen des Einzelnen kommen daran höchstens oberflächlich, nur bei geistig sehr selbständigen und produktiven tiefer umorientierend zum Ausdruck; und auch dann niemals unvermittelt Neues schaffend, sondern höchstens umtönend, umstimmend, bestimmte Seiten des objektiven Gebildes hervorhebend, andere zurückdrängend — das darnach meistens im Spiele seiner dialektischen Pole seinem Gleichgewicht wieder zustrebt. Diese kleinen Richtungsakzente können sich aber auch einseitig summieren. Wenn die rassische Zusammensetzung des kulturtragenden Volkes sich zu sehr verschiebt, zu abweichend vom Geiste seiner Kultur wird, oder durch uferlose Mischung geradezu minderwertig, so kann die Kultur nicht mehr die ihr verwandten Energien aus der Naturgrundlage saugen, um sich damit im Geiste hinlänglich selbständig zu erhalten.

Es scheint also, daß Alles darauf hindrängt, aus der Rassenlehre nach ihrer geistigen Bedeutung Imperative abzuleiten, welche die Erhaltung der Grundlagen, die unsere Kultur erschufen, zur obersten Pflicht machen. (Schluß folgt.)